



* Wiesbaden, 23. August

Stadtbriefe für drei Pfennige.

Die die „Berliner Börsezeitung“ erfährt, erscheinen demnächst in Berlin Kartenbriefe mit eingedruckter 5-Pfennigmarke zum Preise von 3 S. das Stüd. Diese neuen Kartenbriefe, deren Format durch D. R. P. Nr. 151 005 geschützt ist, bestehen aus einem Briefbogen beliebigen Formats, der mit einer gummierten und durchlochten Verschlussklappe versehen ist, die beim Oeffnen abgetrennt wird, ohne den Briefbogen im geringsten zu verletzen. Dieser Brief ist so zusammengefalset, wie die Briefe früher vor der Benützung besonderer Umschläge zusammengelegt wurden. Auf der Außenseite befindet sich ein Vordruck für die Adresse und eine von der Reichsdruckerei eingestempelte 5 Pfg.-Freimarke. Für die Einführung dieses neuen Briefformulars in Berlin und Umgegend hat sich eine Kartenbriefgesellschaft m. b. H. gebildet. Die neuen Formulare sollen in kurzem in verschiedenen Größen auch ohne Freimarke zur Ausgabe gelangen. Die oben erwähnten mit einer 5 Pfg.-Marke versehenen Exemplare sind soeben dem Verkehr übergeben. Der Verkauf dieser neuen Kartenbriefe unter deren Markenwert wird dadurch ermöglicht, daß ein Teil der Außenseite des Briefbogens zu Kellametzwecken Verwendung findet. Der Vertrieb wird von den Geschäften besorgt, die auf den neuen Kartenbriefen inserieren. Diese Verkaufsstellen sind durch ein Plakat kenntlich gemacht. Jeder Kartenbrief enthält zur Bequemlichkeit ein kleines Löschblatt, so daß er überall sofort mit Tinte beschrieben werden kann. Selbstverständlich können diese 5 Pfg.-Briefe nicht nur für den Stadtverkehr, sondern unter Aufang einer weiteren 5 Pfg.-Marke für den Fernverkehr und unter Aufang von 15 Pfg. in Freimarken auch für das Ausland benutzt werden. Das ist gewiß eine originelle Neuerung. Es wäre ihrer Einführung ihrer Billigkeit wegen auch für Wiesbaden wünschenswert. Dabei können sinnige Köpfe noch ein besonderes Geschäft machen. Die Reichspost tauscht bekanntlich unbrauchbar gemordene gestempelte Formulare nach Abzug eines Pfennigs für jedes Stüd um gegen andere Postwertzeichen. Es würde also an jedem Kartenbrief auf diese Weise noch 1 Pfg. profitiert. Ob die Reichspostverwaltung aber dem nicht bald einen Riegel vorschieben würde?

Zur Fürsorge für das Handwerk.

Der Erlass des preussischen Ministers des Innern, wonach den Kommunalverwaltungen bei der Vergabe von Lieferungen und Arbeiten die möglichste Berücksichtigung der Handwerkervereinigungen empfohlen wird, entspricht dem an maßgebender Stelle bestehenden Bestreben, das Handwerk in dem schweren Kampfe, den es nun schon lange um seine Existenz führt, zu unterstützen und es lebensfähig zu erhalten. Der Aufruf Staatshilfe, den das Handwerk Jahre hindurch erhob, hat zwar nicht in dem Sinne, wie er von den Anfeindern gemeint war, Gehör gefunden, aber er hat doch die Wirkung gehabt, daß die Regierungen über Mittel und Wege nachdachten, wie dem Handwerk auf die Beine zu helfen sei, ohne daß in dem Handwerkerstande das Gefühl aufkomme, man könne alles vom Staate erwarten, wodurch nur der persönlichen Thätigkeit und der eigenen Kraft Mißbrauch gethan würde.

Wir wollen hier nicht auf die staatlichen Maßnahmen im Interesse des Handwerks, nicht auf die Erfahrungen, die mit dem Handwerkerseize vom Jahre 1897 gemacht worden sind, eingehen. Die Anregungen, die von berufener Seite an das

Handwerk ergingen, Vereinigungen zu bilden oder sich sonstwie zusammenzuschließen zum gemeinsamen Bezug von Materialien, zur gemeinschaftlichen Beteiligung an Submissionen u. w., sind vielfach auf guten Boden gefallen, wenn das auch im Interesse der Handwerker selbst in noch viel stärkerem Maße hätte geschehen können. Gerade bei der Beteiligung an Submissionen würde das von großem Vorteil für die Handwerker sein. Im Reichstage ist die Frage der größeren Berücksichtigung des heimischen Handwerks bei den staatlichen Submissionen oft erörtert worden. Es kam hierbei die Ansicht zum Ausdruck, daß unser Handwerk keineswegs im Absterben begriffen sei, sondern sich nur in einer Umwälzung befinde behufs seiner Eingliederung in das moderne Wirtschaftsleben. Diese Uebergangsperiode werde aber glücklich überwunden werden. Von der Regierung wurde stets angegeben, daß die Submissionsfrage für die Handwerker eine Frage von unendlich großer sozialpolitischer Bedeutung sei, und namentlich vom Grafen Pleschowsky stammt manche Anregung, wie die Behörden dem Handwerker bei den Submissionen mehr entgegenkommen könnten. Hierzu empfahl er z. B. die Gewährung einer reichlichen Frist beim Ausschreiben und Vergeben der Lieferungen, damit die Handwerker ihre Gebote reichlich prüfen und die Arbeit sorgfältig ausführen könnten. Auf diese Weise werde es möglich sein, für den Handwerkerstand und für die Arbeiter bessere Bedingungen zu schaffen, wenngleich sich Untergebote und Uebergabote nicht würden aus der Welt schaffen lassen. Der verfloßene Staatssekretär prägte bei einer solchen Debatte im Reichstage einmal das beherzigenswerte Wort: Mit Liebe zur Sache und sozialpolitischem Verstandnis mühten seitens der Behörden die Arbeiten vergeben werden; wer schablonenmäßig verberge, gehörige nicht an solche Stelle.

Von der Reichsregierung und von Preußen ist eine Neuordnung des Submissionswesens in die Wege geleitet worden. Wenn jetzt die preussische Regierung auch auf die Kommunalverwaltungen einzuwirken sucht, so entspricht das nur ihrer Pflicht. Im übrigen sind wir der Ueberzeugung, daß bei den meisten Kommunen schon jetzt nicht mehr die Billigkeit, sondern die gerechte Entlohnung bei der Vergabe der Lieferungen und Arbeiten entscheidend ist, ebenso dürfte auf die Handwerker und Arbeiter des Leistungsorts schon die gebührende Rücksicht genommen werden. Die Kommunalverwaltungen werden gern bereit sein, sich an der Lösung der Aufgabe zu betheiligen, unserm Volke das Handwerk zu erhalten, das bis auf den heutigen Tag eine wesentliche Stütze der Volkswohlfahrt geblieben ist.

Der in nächster Woche in Eisenach zusammentretende Deutsche Handwerker- und Innungsstag wird sich auch mit der Frage des Submissionswesens beschäftigen und dieselbe vorursichtlich unter Bezugnahme auf die neuesten Erfahrungen recht eingehend beleuchten.

* Zur staatlichen Pensionsversicherung der Privatangehörigen geht uns durch den Hauptauschuss folgende Mitteilung an: Die Siebener-Kommission des Hauptauschusses hielt am 18. August in Abends ihre zweite Sitzung ab. Die Kommissions- tagung den ganzen Sonntag, ihre Beratungen verliefen im allgemeinen fördernd für die erstrebte Pensionsversicherung. Es wurden eine Reihe von Beschlüssen über den Inhalt des erstrebten Gesetzes gefasst, wodurch ein erfreulicher Fortgang der Arbeiten der Kommission erzielt wurde. Die Beschlüsse und Beratungen betrafen den Umfang der Versicherungspflicht, den Anbaliditätsbegriff, die Altersgrenze und die durch die Versicherung erstrebten Leistungen der Rasse. Im einzelnen einigte sich die Kommission teils einstimmig, teils gegen geringe Minderheit, die in ihrer Zusammensetzung schwankte, jedoch in keinem Falle mehr als zwei Stimmen betrug, auf folgende Beschlüsse: 1. Der Versicherungspflicht unterstehen alle Privatangestellten ohne Unterschied des Geschlechts und Gehalts. Die Versicherungspflicht beginnt mit der Vollendung des 16. Lebensjahres. 2. Die freiwillige Weiterversicherung und Selbstversicherung in höheren Klassen soll gewährt werden. 3. Die Beiträge sollen je zur Hälfte von den Arbeitgebern und Angestellten getragen werden. 4. Bei der Gewährung des Reichszuschusses sind die

Privatangestellten ebenso wie die übrigen Versicherten zu behandeln. 5. Als oberste Gehaltsstufe wird die Stufe „5000 M. und darüber“ festgesetzt. 6. Die Invalidenrente soll nach 40 Beitragsjahren zwei Drittel des versicherten Einkommens betragen. Die Altersrente, die frühestens im 65. Lebensjahre ohne Rücksicht auf die Erwerbsfähigkeit eintritt, soll gleich der Invalidenrente sein. Die Witwenrente beträgt 40 Prozent der Invalidenrente, die Waisenrente beträgt für einfache Waisen ein Fünftel und für Doppelwaisen ein Drittel der Witwenrente. Anspruch auf Waisenrente hat bis zur Vollendung des 16. Lebensjahres jedes Kind eines verstorbenen Versicherten, jedoch dürfen die Witwen- und Waisenrenten zusammen die Invalidenrente nicht übersteigen. Zurückgestellt wurde die Beschlusfassung über die Einteilung der Versicherten, über die Wartegeld und über die Anspruchnahme der für die Witwen- und Waisen-Versicherung bereitgestellten Reichsmittel. Die nächste Sitzung der Kommission findet am 18. September in Kassel statt. Man hofft dann mit den Beratungen zu Ende zu kommen.

• Ein interessanter Prozeß wegen unlauteren Wettkampfs wurde durch das Oberlandesgericht Jena entschieden. Ein Geschäftsmann hatte mit Bezug auf einen Konkurrenten sich öfter dahin geäußert, daß letzterer noch lange nicht so stark sei als er, daß derselbe nicht dieselben Garantien böte, wie er, daß auch schon das Gerücht gegangen sei, er habe liquidirt. Der Angegriffene erhob Klage, weil solche Äußerungen geeignet seien, sein Geschäft zu schädigen; dem Kläger wurde Recht zugesprochen. Aus der Behauptung, daß jemand liquidire, ist an sich ein Verstoß nicht zu erblicken. Dagegen war die Form der Behauptung so, daß angenommen werden mußte, es sollte behauptet werden, daß die Liquidation infolge schlechten Geschäftes erfolgt sei. Besonders beachtenswert erscheint die Feststellung des Gerichts, daß die Mitteilung des Beklagten, obgleich sie für weitere Kreise oder die Öffentlichkeit nicht bestimmt war, unter die Bestimmung des Gesetzes fiel. Die Verbreitung von Gerüchten fällt auch dann unter das erwähnte Gesetz, wenn sie als solche bekannt waren. Die Entscheidung ist von allgemeiner Bedeutung, weil es leider viele Menschen gibt, die sehr viel mit haltlosen Gerüchten hantieren.

* Für Raucher interessant sind Mittheilungen, die sich nach den „Liv. N. N.“ im Jahresberichte der mittelfränkischen Handelskammer finden. Es wird da im Einzelbericht einer großen Nürnberger Tabak- und Zigarren-Fabrik gesagt, daß der Verbrauch von Sumatro- und Savanno-Tabaken im zunehmende ist, daß die Ernten nicht mehr ausreichen. Amerika allein nimmt riesige Massen vom Markt, wobei es für feinste Waren Preise bezahlt, wie sie in Deutschland niemals angelegt werden können. Dazu kommt für die gesamte Zigarren-Industrie eine weiters Schwierigkeit insofern, als es heute Mode geworden ist, nur ganz helle Farben zu erlangen. Der Fabrikant steht oft ratlos da, weil es gar nicht möglich ist, diesem Wunsche zu entsprechen. Man sollte doch bedenken, so heißt es im Bericht, daß der Tabak ein Naturerzeugniß ist, das man nehmen muß, wie es die Natur es hervorbringt, und daß im Gegentheil ein etwas dunkler Tabak viel besser schmeckt, als der ganz helle, weil er stärker und gereizt ist. Der Bericht schließt mit dem Wunsche, daß die Raucher diese Aufklärung bezaubern möchten.

• Ein automatischer Gesprächszähler für den Fernsprecher. Wie die „Tgl. Wsch.“ mitteilt, ist es in der Tat gelungen, einem zuverlässigen Zähler für Telefongespräche zu konstruieren, dessen Einführung kein Hindernis im Wege steht. Nach der Menge der geführten Gespräche soll ein neuer Tarif aufgestellt werden, der Zeitpunkt ist aber bisher noch nicht festgelegt worden.

* **Kinderfürsorge auf der Eisenbahn.** Wie wir zuverlässig erfahren, wird der Eisenbahnminister im Hinblick auf die unsittlichen Attentate, denen Kinder in letzter Zeit ausgesetzt waren, demnächst das gesamte Eisenbahnbeamtenpersonal, insbesondere das Zug- und Bahnhofspersonal, darauf hinweisen, daß allein reisenden Kindern besondere Fürsorge entgegengebracht wird.

Berliner Börse, 22. August 1907.

Berlin. Bankdiskont 5 1/2%. Lombardkainne 6 1/2%. Privatkont 4 3/4%.

[illegible]



Nr. 197.

Samstag, den 24. August 1907.

22. Jahrgang.

Er soll dein Herr sein.

Roman von Clara Hulepp-Stübs.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Die Bonne ist ein ganz vernünftiges Mädchen und sucht die Scharte wieder auszuwehen. Sie ist des Nachmittags so fleißig, daß schon nach kurzer Zeit die schönste Guirlande vor Kurtchens entzückten Blicken liegt. Nun gibts noch die Kränze zu winden — doch die sind auch halb fertig, und der Knircher befestigt nun alles an den Türen. Es sieht sehr festlich aus und Kurtchen läßt sich, befriedigt von diesem Eindruck, seelenvergnügt zur Ruhe bringen.

Als der lange Sommertag sich seinem Ende zuneigt, geht Hildegard langsam zwischen den Beeten umher, wählt hier und da eine Rose aus und schneidet sie behutsam ab. Sie kann das sinnlose Abreihen der Blumen nicht leiden, alles in ihrem Leben muß Zweck und Ziel haben, so hält sie es bis ins Kleinste. Wie sie jetzt so vor einem hochstämmigen weißen Rosenstrauch steht, mit einer Hand die Blume fassend, gleicht sie selber einer edlen, weißen Rose. Die losen Ärmel ihres hellen Gewandes sind zurückgefallen und lassen den fein modellierten Arm frei. Das Köpfchen ist leicht zur Seite geneigt, vielleicht um den Stengel beim Abschneiden besser sehen zu können, doch es liegt auch etwas unsagbar Müdes, Schlaffes in der ganzen Haltung der schlanken, präziösen Gestalt. Ein heißer Tag hat die kühle Frische, die heute früh auf ihrem Antlitz lag, verzehrt. Dennoch ist der freundige Schimmer, welcher seit dem Empfang des Telegramms die durchgeistigten feinen Züge verklärt und sie so jäh, so echt mädchenhaft erscheinen läßt, nicht verschwunden.

Nachdem Hildegard eine Weile ihrer Beschäftigung oblegen, läßt ein plötzlicher Lustzug sie erschauern. Die leichte Dämmerung geht allgemach in eine helle, klare Sommernacht über. Der Mond steigt auf und überzieht in seltener Klarheit mit seinem Licht den schläfrig stillen Park. Hildegard ist fertig und freut sich dessen, denn sie fühlt plötzlich ein merkwürdiges, fast unheimliches Vibrieren ihrer Nerven über sich kommen, ein Schauer überrieselt sie, sie fühlt denselben von der Kopfhaut ausgehend, langsam den Rücken herunter über den Körper kriechen wie ein eifiges Frösteln, während es ihr doch dabei ist, als brenne Fieber in ihrem Innern.

„Es sind die Nerven,“ sagt sie sich, rafft ihr Kleid zusammen und geht zurück in die Villa. Dort ist alles fertig zum Empfang des geheimräthlichen Ehepaares.

Sie legt die Rosen auf den Tisch im Wohnzimmer, geht hinauf und weckt Kurtchen. Dieser ist sofort munter, läßt sich vergnügt von der Bonne Anna anziehen und hinunterführen. Dort holt Hildegard aus den andern Zimmern die Vasen vom Vertiko, Spiegeltisch und Büffet herbei und füllt alle mit den sorgfältig ausgewählten, herrlichen Blüten.

Kurtchen sitzt in einem großen Sessel, in welchem seine kleine schwächliche Gestalt fast verschwindet und schlägt freudig die Händchen zusammen.

„Tante Hilbe, nun ist unser Haus wie ein schöner Garten,“ jubelt er. Der Kleine hat beinahe recht; denn der Salon und das daneben liegende Speisezimmer, in welches man durch die weit geöffneten Flügelthüren sieht, zeigen in den Blumentischen

herrlich blühende Gewächse, hier und da eine schöne Palme, frisch gefüllte Jardiniere oder Vasen mit Rosen, so daß die Luft mit Wohlgerüchen mannigfacher Art geschwängert ist und das ganze einen äußerst festlichen Anblick bietet. — Ein halbes Stündchen später hängt Hildegard lachend und weinend am Galle des Onkels.

„Ach, wie glücklich bin ich, daß du wieder da bist!“ Es klingt fast wie ein Schluchzen.

„Na, sage aber mal — Mädchen, ich glaube gar du weinst! Ja, da soll doch gleich —“

„Nicht böse sein, Onkelchen, nicht böse, bitte,“ schmeichelte sie, kann aber nicht verhindern, daß die Tränen fließen und der Geheimrat sie besorgt betrachtet. Er klopt ihr zärtlich die Wangen.

„Bist blaß geworden, Hilbechen! Armes Ding, dachte es mir gleich, war zu viel für dich, hätte eher kommen sollen.“

„Nein, Onkel, das war nicht nötig! Ich fühle mich ja ganz wohl, wirklich!“

Er schaut sie zweifelnd an.

„Na, na! Wollen erst mal sehen!“ Ihm gefällt sie gar nicht. Das Gesichtchen ist gar zu schmal geworden, die Augen erscheinen so unnatürlich groß und so mächtig, fast hager ist die schlanke Gestalt.

„Paß auf, sie wird uns noch krank,“ sagt er zu seiner Frau, als der erste Sturm der Begrüßung sich gelegt hat und Hildegard für kurze Zeit das Zimmer verlassen hat, um den kleinen Kurt zur Ruhe zu bringen.

„Bin bloß neugierig, wie sie sich mit Doktor Paulus gestellt hat. Er besitzt einen etwas hochfahrenden, stolzen Charakter, vielleicht hats erst manchen harten Strauß zwischen beiden gegeben, che er einsehen lernte, daß auch eine Frau viel leisten kann, wenn sie nur an den richtigen Platz gestellt wird. Nun und die Hilbe füllt ihren Platz aus. Bei Gott, 's ist ein Prachtmädel.“

Frau Geheimrat nickt. „Ja! Die Kinder, der Richard und die Hilbe — sind mir lieb, als wenns meine eigenen wären,“ erwidert sie in warmem Ton.

„Weißt du, um den Jungen, den Richard, ist mir etwas bang!“ Er ist ziemlich leicht veranlagt. Om — das Blut des Vaters!“

Der Geheimrat wiegt den Kopf hin und her und sieht seine Frau mit bedenklicher Miene an.

„O, nicht doch, Helmdchen, Richard ist ganz gut.“

„Gut? Ja, das ist er! Aber das war sein Vater erst auch und dennoch —“ Die Tür wird geöffnet und dem Geheimrat durch Hildegards Eintritt das Wort abgebrochen. Mit lieblichem Lächeln reicht sie erst dem Onkel, dann der Tante die Hand, und so steht sie zwischen ihnen — wohl blaß und schmach, doch stolz und schön.

„Nochmals herzlich willkommen,“ sagt sie innig.

Man plaudert, man will sich zu Tisch setzen, es soll heute zu Ehren der vollständig genesen heimgekehrten Tante ein Glas-

chen Champagner geben. Als echte Hausfrau will sie aber jezt, bevor man sich jezt, erst einmal in die Küche gehen, während Dunkel und Nichte noch manches durchsprechen. Sie lehrt befriedigt und glücklich zurück. Ueberall fand sie die alte Sauberkeit, kein Tappeten verändert, alles genau so, wie sie es gern hat.

Dunkel und Nichte trifft sie mit ernststen Gesichtern an. Sie fragt erschrocken nach dem Grund.

Gildes klare weiche Stimme lebt leise, man merkt es ihr an, daß die Erzählung ihr schwer wird und fast zögernd kommen die Worte aus dem kleinen Munde. Aber es muß gesagt werden. Dunkel und Tante müssen wissen, warum Richard gerade jezt auf einer größeren Geschäftsreise weilt.

Nur was in jener schwülen Sommernacht oben in des Geheimrats Arbeitszimmer vorgefallen ist — das behält sie für sich, das ruht verschlossen tief in ihres Herzens dunkelstem Schrein.

Der herbe Zug um den Mund vertieft sich, wenn sie an die Stunde denkt, in welcher ihr einziger Bruder fast zum Dieb geworden wäre. Bald ja — aber, Gott sei dank, er war es noch nicht, es konnte noch niemand mit Fingern auf ihn zeigen. Das Geheimnis gehört ihr allein. Wie viel Sorge er ihr auch bereitet, er ist doch ihr Bruder.

So erzählt sie nur das, was der Dunkel unbedingt wissen muß, aber die Mitteilung von Richards veränderter Lebensweise bestimmt ihn schon sehr. Er schaut ernst in das blasser Gesicht, auf den bebenden Mund, und ein unendliches Erbarmen kommt über ihn; Es ist ihm plötzlich, als müßte er Hilbe vor etwas Schrecklichem bewahren, was ihr droht. Ihre Züge erscheinen ihm auch so verändert, er bemerkt erst jezt den herzergreifenden Zug müder Resignation, welchen er früher an seiner willensstarken Nichte nie gesehen hat. Sein Auge wird schärfer, es ist jezt das des Arztes, aber auch wiederum das des Angehörigen, welcher Herz und Seele des ihm teuren Menschen studieren möchte. Hildegard kennt diesen Blick. Sie hat ihm bisher immer ruhig begegnen können. Hell und klar hatte sich sonst Auge in Auge versenkt, hatte der ältere Mann in dem lieben, stolzen Geschöpf ein Kind seiner hohen Gesinnung, seines edlen Strebens erkannt und wie ein ihm anvertrautes kostbares Kleinod es gehegt und gepflegt. Bisher hatte seine Mühe und Sorgfalt herrliche Früchte getragen, denn vor ihm sitzt ein Mädchen, die hoch über dem Durchschnittmaß der Frauen steht. Ausgezeichnete Kenntnisse, läbliche Sicherheit, gepaart mit starkem Willen und einem edlen, weichen Herzen — das alles in einem liebreizenden, anmutigen Körper — wo, in aller Welt, gab es zum zweitenmal ein solch vollkommenes Geschöpf? — Aber — ist dieses junge Weib glücklich? Nein! Es trägt einen großen, nagenden Lebensschmerz still im Herzen. Ihr Lebensweg wird sicherlich kein rosenbestreuter Liebespfad sein, sondern ein dornenvoller Pfad der Pflicht.

Wer weiß — des Geheimrats Augen hängen ordentlich angstvoll an dem feinen Antlitz — sollte seine Hilbe vielleicht, tief im Innersten verborgen, einen neuen, ihm unbekannten Kummer zu tragen haben?

Sie sieht, das Köpfchen wie müde in die kleine Hand gestützt, mit zuckenden Lippen da. Seine Frau streichelt lieblosend ihre Wange, da sieht sie auf und wirft ihr einen innigen Dankesblick zu, dann drückt sie ihre Lippen auf die sie lieblosende Hand und sagt leise und stöhnend:

Ihr seid so gut zu mir — zu Richard — nehmt die Kinder des Verbrechers in Euer Haus auf. O, wir bringen Euch Unglück — Schande! Paßt auf,“ die Stimme versagt ihr bei den letzten Worten.

Aber Hilbe! Um Gotteswillen, Kind, sag so etwas nicht,“ erwiderte die Frau Geheimrat, erschrocken ihren Arm um sie schlingend.

Ihr Mann ist aufgestanden und geht im Zimmer erregt auf und ab. Da steckt mehr dahinter — ist sein Gedanke. Er kennt doch seine Hilbe. Sie hatte bisher nie das dunkle Verhältnis ihres Lebens erwähnt. Wie in stillschweigenden Einverständnis war zwischen ihnen bisher nie die Rede von demselben gewesen. Die spärlichen Nachrichten, welche ihm auf amtlichen Wege über seinen Schwager zugehen, hatte er so schonend und diskret wie möglich den Kindern desselben unterbreitet. Seitdem Hilbe erwachsen war, las sie dieselben selbst, sprach sich aber nie darüber aus. Nun auf einmal diese Erschütterung, dieser trostlose verzweifelte Hinweis auf die Schande! Da mußte etwas Geschehen sein! Sollte Charlotta in ihrem grenzenlosen, düsterhaften Hochmut sie verfehlt und gekränkt haben?

Richards jegiges lockeres Leben konnte wohl dieses eble Schwärzchen betrübt und es mit banger Sorge erfüllt, aber doch nicht eine so grenzenlose Bitterkeit, wie sie sich in ihren Worten, ihrer schmerzdurchbeugten Stimme offenbarte, eraugt haben.

Was für Stürme waren über seines Lieblings Haupt dahingezogen, von denen er nichts wußte? Welcher gewaltigen Macht war es gelungen, das harmonische Gleichmaß ihres Wesens so zu erschüttern? — O, er mußte es erfahren, damit er abwehren, sie schützen konnte, dachte der besorgte Geheimrat. Jezt will er erst versuchen, seinen Liebling aufzuheitern. Lina hat schon ein paarmal durch ihren Eintritt angedeutet, daß sie die Suppe auftragen möchte, sich aber auf seinen abweisenden Blick stets eilig zurückgezogen. Jezt aber will er die trüben Gedanken verschleichen; sich freuen, daß seine Agnes gesund und sie wieder daheim sind.

Er klingelt, läßt auftragen und schenkt den Wein ein, welchem später der perlende Champagner folgt. Dann erzählt er allerhand lustige Geschichten von der Reise und ist gegen seine Damen die Aufmerksamkeit und Liebenswürdigkeit selbst.

Hildegard merkt seine Absicht. Den Pflegenestern zu Liebe verschließt sie ihr Leid tief im Herzen und gibt sich liebevoll und heiter.

Man trennt sich erst spät und sie steigt dann langsam die Treppe zur oberen Etage hinauf. Das Treppenhaus ist durch eine elektrische Flamme erhellt, aber durch das hohe Fenster fällt das Licht des Mondes so intensiv hinein, daß man fast nicht weiß, welches von beiden mehr leuchtet. Vor dem Fenster bleibt Hilbe stehen und sieht in den, von dem silbernen Licht fast taghell erleuchteten Park hinaus. Da kommt das Frösteln wieder, das leise Erschauern, das unheimliche Vibrieren eines jeden Nerven, von den Haarwurzeln ausgehend, bis in die Fingerspitzen, es ist gerade so, als hätte man die Saite eines kostbaren Instrumentes berührt, sie klingt fort, erst allgemach wird sie still und stiller. Hildegards sensible Nerven haben harten Anschlägen Stand halten müssen, jezt sind sie aufs äußerste gespannt, jeder Ton wird schmerzlicher empfunden, jede Schwingung teilt sich dem Körper in so hochgradig erregender Weise mit. Wie ihre Augen jezt magnetisch angezogen zu dem strahlenden Himmelskörper emporschauen, steigert sich ihre eigentümliche Erregung mehr und mehr. Es ist ihr, als würde sie von unsichtbaren Händen erfaßt, emporgehoben und dem Lichte entgegengetragen, immer höher und höher, ins Grenzenlose, Wesenlose hinein. Mit Ausbietung all ihrer Willenskraft wendet sie sich vom Fenster ab, erfaßt das Treppengeländer und tastet sich, halb geblendet von dem langen Aufschauen in das helle Licht hinauf. Sie betritt ihr Zimmer. Auch hier scheint der Mond voll herein. Sie dreht das elektrische Licht gar nicht auf; es ist so hell, daß sie die Vorhänge vor dem offenen Fenster fest zieht, und dennoch jeden Gegenstand in dem Zimmer deutlich erkennen kann.

Langsam fängt sie an, sich auszuleiden, hängt den Frisiermantel um und bürtet ihr reiches Haar. Wie ein goldener Mantel umhüllt sie dasselbe. In dem Dämmerseins sieht sie ihr Spiegelbild. Fast gespenstisch leuchtet es in seiner Weise ihr entgegen.

Sie beugt sich ganz nahe zu demselben hin und sieht das blasser, fast überirdisch schöne Weib mit dem reichen Blondhaar lange, lange an.

Also so sieht sie aus? Sie hat bisher nie gewußt, daß sie schön ist, hat sich nie darum bekümmert. Warum auch? Was nützt es ihr? Sie ist ja angestochen aus dem Reiche der Glücklichen — sie, die erblich Belastete!

Sie fühlt etwas in ihrer Brust sich regen, es steigt in ihr auf bis zur Kehle, dort setzt es sich fest und würgt und würgt sie mit eisenharten Fingern. Mit den Händen greift sie danach, will es packen und abwehren und kann es nicht fassen. — „O Gott, ich ersticke,“ stöhnt sie in namenloser Qual, halb sinnlos vor Angst stürzt sie zum Fenster, reißt an der Schnur den Vorhang zurück, und beugt sich, aufatmend, weit, weit hinaus in die Nacht.

Sie atmet tief und schwer. Schweißtropfen perlen auf ihrer Stirn, eine große Anspannung kommt über sie, müde lehnt sie am Fenstergitter und saltet die Hände um dasselbe. Doch sie kann nicht lange stehen, ihre Gedanken fangen an, sich zu verwirren, sie wandt nach ihrem Lager und wirft sich dort, so wie sie ist, im Frisiermantel und Unterkleidern in die Kissen.

(Fortsetzung folgt.)

Beschwerden

über unregelmäßige Zustellung des Blattes bitten wir in unserer Geschäftsstelle **Mauritiusstraße 8** zu melden.

„**Wiesbadener General-Anzeiger.**“

Ein Antrag.

Skizze von Agnes Björkman

(Nachdruck verboten.)

Es war ein fürchterlicher Winter mit vielem Schnee gewesen, den der Nordwind während seiner rastlosen Fahrt über das Hochgebirge und durch die Wälder vor der kleinen, grauen Hütte zu gewaltigen Schanzen zusammengetrieben hatte, so daß der schräge Dachfirst mit seinem baufälligen Schornstein kaum sichtbar war.

Aber jetzt war der Winter vorbei und die Frühlingssonne schien so warm vom hochblauen Himmel durch die grünlichen kleinen Fensterscheiben über die blühenden Geranien, die, in alte Andovisbüchsen gepflanzt, sorgfältig in Reihen geordnet, auf dem weißgeschauerten Fensterbrett standen. Einige goldige Strahlen stahlen sich in munterem Spiel über den weißbestreuten, groben Fußboden zu dem weiß schimmernden Herd hinauf, wo sie über den blank polierten Teekessel glitzerten, in dem auf den rotglühenden Kohlen das Wasser munter brodelte und dampfte.

Vor der Hütte rauschte es so geheimnisvoll in den Fichten, und der Lärm von dem Wasserfall, der von dem waldigen Bergrücken hinunterbrauste, war fast betäubend, erklang aber für den jungen Häusler und seine Mutter, die in der kleinen niedrigen Hütte wohnten, als die schönste Musik, die sie sich denken konnten.

Im verflossenen Winter hatten sie viel Schweres durchmachen müssen. Niels mochte nicht mehr an die Not denken, die sie erleiden mußten, als Brot und Kartoffeln ihnen ausgegangen waren. In den Tagen der Not standen sie einander aber treu zur Seite und trösteten sich gegenseitig, wenn der übergroße Kummer sie überwältigen wollte. Mit dem Verdienst war es knapp geworden, als das Sägewerk unten am Fluß seine Arbeit eingestellt hatte und Niels außerdem noch das Unglück gehabt hatte, sich im Walde beim Baumfällen den einen Fuß zu verletzen. Er hatte Wochen lang nicht arbeiten können und hatte einen Stellvertreter senden müssen. Den größten Schmerz hatte ihm aber der Umstand bereitet, daß er, um die Abzahlung auf sein kleines Anwesen leisten zu können, gezwungen war, ihre einzige Ruh, den Stolz und die Freude der Mutter Lene, die prächtige Goldrose, zu verkaufen.

Die Schrecken des Winters waren trotzdem vergessen. Der Frühling war ganz unerwartet, wie durch einen Zauberschlag, gekommen, und die lachende Frühlingssonne zündete den Hoffnungsstrahl einer lichteren und fröhlicheren Zeit für Niels an. Jetzt sollte er seine Arbeit auf dem Zimmerplatz wieder aufnehmen und sich für eigene Rechnung auf den Dachsfang legen, so daß sie zu Johannis die Freude haben würden, auf der kleinen zur Hütte gehörenden Wiese das gewaltige Brüllen einer zweiten Goldrose zu hören.

Niels saß draußen auf einer gefällten Fichte und brachte seine Fischereigerätschaften in Ordnung. Mutter Lene half ihm das Netz durch neues Garn zu verstärken, damit es nicht unter der Last der schweren Fische zerreiße, die er drüben im Flusse fangen würde.

„So, Niels, jetzt wollen wir Kaffee trinken. Das Netz wird schon halten und uns einen schönen Fang bringen.“

„Meinst du, Mutter. Es wäre gut, wenn du recht hättest,“ antwortete Niels und lächelte vertrauensvoll.

Mutter Lene trat ins Haus, Niels schien aber keine Eile mit dem Kaffee zu haben, denn er blieb noch eine ganze Weile sitzen und starrte gedankenvoll in den grünen Tannenwald hinaus.

Wenn alles so ging, wie er wünschte, mit der Arbeit, der Dachsfischerei und seiner kleinen Ackerwirtschaft, dann wollte er sich doch nach einer tüchtigen, kleinen Frau umsehen, die seiner alten Mutter im Haushalt zur Seite stehen konnte. Mutter Lene fing an, alt zu werden. Sie klagte beständig über die schwere Arbeit, über Müdigkeit und Einsamkeit, denn im weiten Umkreis gab es kein weibliches Wesen, mit dem die Mutter sich aussprechen konnte. Und plaudern mochte sie nun einmal für ihr Leben gern. Deshalb hatte Mutter Lene ihrem Sohn auch selbst empfohlen, daß er bei den Mädchen der Gemeinde sein Glück versuchen möge. —

Ein Monat war dahingegangen.

Der Frühlingswind strich jetzt mild dahin

zwischen Tanne und Fichte, über die blühenden Wiesen und bemoosten Steine, und die Frühlingssonne leuchtete durch das lichte Grün der schlanken Birken und über die duftenden Blumen, die ihre lichten Kelche aus dem feuchten Moos herauschauen ließen.

Oben auf einem Abhang stand die Sennlerin und versuchte es, von einer Tanne das herausgeflossene Harz zu lösen, während sie mit einigen langgezogenen Tönen die Kühe herbeilockte, deren Glocken weit in die klare Luft hinausschallten.

Sie sah frisch und tüchtig aus. Ihr helles Kopftuch war über den Rücken hinabgeglitten, so daß der Wind mit dem krausen, rotblonden Haar, das wie Gold im Sonnenschein leuchtete, freien Spielraum hatte. Sie war sonnenverbrannt und einige kleine Sommerprossen entstellten sie keineswegs.

„Guten Abend, Karin, bist du wieder auf der Harzsuche?“ erklang eine kräftige Stimme hinter ihr. Sie wandte den Kopf noch Niels um und nickte, fuhr dabei aber doch fort, die Rinde mit dem Messer zu bearbeiten.

„Sieh dort, Niels, nein dort oben. Da sitzt ein großes, schönes Stück. Sei so freundlich, Niels, und hole es mir. Ich kann nicht ankommen. Ich bin zu klein, um so weit zu reichen.“

Sie sah ihm bittend mit ihrem tiefen, ehelichen Blick in die Augen und lächelte.

„Ich will einmal sehen, ob ich so weit reiche,“ antwortete Niels.

Er beeilte sich aber nicht, sondern ließ seine Augen erst einige Sekunden auf ihr ruhen. Sie hatte den Arm erhoben, so daß der blendend weiße Hemdsärmel über den Ellenbogen fiel, und hatte den Körper so weit zurückgebogen, daß Niels fürchtete, sie könne von ihrer hohen Stellung niedersinken. Er mußte sich ordentlich Gewalt antun, daß er seinen Arm nicht als Stütze um ihren geschmeidigen Leib legte.

Schließlich hatte er das Stück Harz für sie heruntergeholt und sie schritten jetzt auf dem schmalen Waldsteig der Hütte zu. Karin mit ihrer blaugekreisten Schürze und Niels mit der Art über der Schulter. Er war den ganzen Tag im dichten Walde gewesen und hatte Bäume gefällt.

Es waren gerade nicht viele Worte, die sie miteinander sprachen. Die Unterhaltung schien sich hauptsächlich um ihre beiderseitige Tätigkeit zu drehen, Niels blidete sie aber so treuerzig an, und der Blick war wohl reibender als viele schöne Worte. Beim Kreuzwege trennten sie sich schließlich mit einem kurzen und fröhlichen „Guten Abend!“

Niels blieb noch lange auf dem Wege stehen und blidete ihr nach. So lange er die weißstreuten Ärmel und das dunkle baumwollene Kleid untersuchen konnte, rührte er sich nicht von der Stelle. Als sie schließlich im Walde verschwand, schritt er langsam heimwärts.

Er kümmerte sich wenig um die Schönheit des Abends, sondern dachte um so mehr an Karins tiefe blaue Augen und das rötlich glänzende Haar, das schlechte Menschen rot, brandrot nannten. Ihm gefiel es aber, und seiner Ansicht nach war Karin die schönste Maid im weiten Umkreise, ja in der ganzen, großen Welt, und wie er seines Weges dahinschritt, kam er sich so stolz und reich wie ein König vor, und als er seine einfache Hütte zwischen Fichten und Tannen hervorschauen sah, erschien sie ihm keineswegs so klein und grau wie sonst.

Niels hatte Karin sehr lieb. Er wußte es kaum selbst; wer aber die Nordländer kennt, weiß, daß sie nicht gern viele Worte machen. Der Umgang mit den mächtigen Naturkräften macht sie still und zugeknöpft, Niels war es jedenfalls in sehr hohem Grade.

Niemand ahnte daher, wie es in seinem Innern aussah, am allerwenigsten Karin, denn in ihrer Gesellschaft war er wortfarger als sonst. Vielleicht spielte seine wenig günstige ökonomische Stellung hierbei eine Rolle. Zwar war er mit seinem Geschick eigentlich nicht unzufrieden. Dazu war er, wie die meisten Nordländer, zu sehr an die Arbeit und an Entfagungen gewöhnt, und hatte er auch, wie die meisten armen Leute des Nordens, große Achtung vor dem Reichtum, so wußte er seine Armut doch ohne Murren zu tragen. Und jetzt, da es sich um Karin, um das prächtigste und tüchtigste Mädchen der ganzen Gegend drehte, die schon

mancher reiche Bauernsohn begehrt hatte, war es so wunderbar nicht, daß er überlegte und immer wieder überlegte, statt sich mit schönen Worten in ihr Herz zu schleichen.

Die Liebe brachte Niels aber nicht so weit, daß er den Kopf hängen ließ. Dazu hatte er eine zu gesunde Natur. Er arbeitete frisch und war unermüdet bei seinem Holzschlagen und der Lachserei, die indessen nicht so günstig ausfiel, wie Niels gehofft hatte.

Und Karin war gleichfalls unermüdet tätig. In ihrer einfachen Sennhütte war sie vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit der Bereitung von Butter und Käse beschäftigt und während der Arbeit sang sie ihre munteren Weisen, die jugendfrisch über Berg und Tal schollen. Und während sie ihre jubelnden Töne, die Botschaft eines kommenden Liebesglücks, in die Welt hinaus sandte, stahl sich Niels' Bild tiefer und fester in ihr freudig bewegtes Herz hinein. —

Die Sommertage gingen dahin und der Spätsommer war gekommen. Der Wasserfall dröhnte mit jubelnder Stärke, die ersten Herbstwinde zogen pfeifend durch den Fichtenwald, und Mutter Lene verstopfte alle Fugen vor den Klagelauten des ungebeten Windes und traf die gewöhnlichen Vorbereitungen, um die Unbilden des gefürchteten Winters nach Kräften abzuschwächen.

Es war schon spät im Herbst, und noch hatte Niels dem Mädchen nichts gesagt. Karin wollte an einem der nächsten Tage die Sennhütte verlassen und ins Tal hinunterziehen. Er beschloß denn auch, sie am letzten Sommertag-Nachmittag in ihrer Sennhütte aufzusuchen.

Er schritt langsam die Höhe hinauf, hob behutsam, fast zögernd die Klinte auf und öffnete schließlich die schadhafte Tür.

Drinnen war alles so sauber und blank gescheuert. Karin saß am Herd und schob die halbverkohlten Holzschette unter den kleinen dreifüßigen Kaffeetopf.

„Guten Tag, Karin,“ grüßte er und setzte sich ein gutes Stück von ihr auf die Bank.

Die Unterhaltung ging langsam und Niels schwigte förmlich bei dem Versuch, etwas Scherzhaftes zu erfinden. Er fühlte sich in seinen Sonntagskleidern stark beengt und der Krangel klemmte ihn so sehr an, daß er kaum atmen konnte. Er dachte daran, daß es wohl besser gewesen wäre, wenn er bis morgen gewartet hätte. In seinen Arbeitskleidern hätte er sich freier und besser bewegt und da wäre ihm alles viel leichter geworden. Schließlich sagte er, während er näher zu ihr herandrückte:

„Du, Karin, wenn du uns jetzt verläßt und während des ganzen Winters dort unten im Tale bleibst, dann wirst du uns hier oben bald vergessen haben. Wir werden uns dann Monate lang nicht sehen und deshalb dachte ich, daß . . . daß . . . daß . . .“

„Was dachtest du, Niels?“

Ein reizender, schelmischer Ausdruck zog über ihr hübsches Antlitz, und sie schaute ihn mit einem Blick an, der ihn gleichzeitig heiß und stumm und es ihm unmöglich machte, seine Frage fortzusetzen.

„Ja, siehst du, ich dachte, du könntest hier für immer bleiben,“ rief er glücklich darüber aus, daß er so weit gekommen war.

„Hier, sagst du, Niels. Gott behüte mich, in der Sennhütte kann ich den Winter hindurch doch nicht bleiben. Wie kommst du nur auf den Gedanken?“

In ihr jubelte es vor Glück, sie hatte es sich aber in den Kopf gesetzt, daß sie Niels noch etwas zappeln lassen wollte. „Man darf es den Männern nicht zu leicht machen,“ dachte sie bei sich, während sie sich im Innern über seine Verlegenheit belustigte.

„Nein, ich meine nicht hier in der Sennhütte, Karin, sondern überhaupt hier oben.“

„Aber Niels, du hast ja gar kein Herz,“ sagte sie sich schüttelnd, „wirst du denn, daß ich hier oben auf der Höhe erfrieren soll?“

„Nein, ich meine in einem ordentlichen Hause.“

„Ich habe aber doch kein ordentliches Haus, Niels,“ lautete ihre Antwort ganz ernst. Ein verätherischer Strahl stahl sich über aus ihren Augen und traf Niels. Plötzlich schien ihm ein Licht aufzugehen.

„Das ist nicht recht von dir, Karin, daß du deinen Scherz mit mir treibst. Du verstehst sehr wohl, was ich meine. Siehst du, die langen Monate, ja den

ganzen Sommer habe ich mich gequält. Erst versuchte ich es, dich zu vergessen. Mein dummes Herz wollte sich aber nicht beruhigen, und dann schließlich faßte ich den Beschluß, dich ehrlich zu fragen, ob du mein Weib werden, ob du die Arbeit mit meiner Mutter teilen und dich mit dem geringen Heim begnügen willst, das ich dir bieten kann. Manchmal mag es mit dem Verdienst ja nur kärglich aussehen, dann wollen wir uns aber gegenseitig trösten und uns treu zur Seite stehen. Ich habe dich unbeschreiblich lieb, Karin, und würde es nicht ertragen können, wenn du „Nein!“ sagen solltest. Ich weiß ja, daß du den reichen Erich ausgeschlagen hast, aber ich hoffe, daß du mir dein Jawort gibst. Nun habe ich dir alles gesagt, Karin, was mein Herz bewegt, und erwarte jetzt deine bestimmte Antwort.“

Niels holte das weiße Taschentuch hervor und trocknete den Schweiß auf der Stirn. Noch nie hatte er so viel auf einmal gesprochen.

Karin war ganz ernst geworden und sah von der mächtigen Erregung, die sie während Niels' Rede ergrißen hatte, förmlich bleich aus. Sie legte jetzt ihre kleine braune Hand in seine große und grobe und blickte ihn zärtlich und glückselig an. Er schlang seinen Arm um ihren geschmeidigen Leib. Seine Sonntagskleider störten ihn jetzt gar nicht mehr und der steife Hemdkragen war plötzlich weit und bequem geworden.

In seiner ersten Freude hob er sie auf und tanzte mit ihr unter lautem Jodeln herum, bis beide ganz erschöpft auf der Ofenbank niedersanken, wo sie sich jetzt ganz aneinander geschmiegt auf den kleinsten Platz beschränkten, den zwei Menschen nebeneinander einnehmen können.

Und draußen vor der einfachen kleinen Sennhütte schien die Spätherbstsonne so bleich über die traubewachsenen Abhänge und die mit Moos bedeckten Steine, und die spätherbstlichen Stürme zogen klagend durch den tiefgrünen Fichtenwald, und die beiden Menschenkinder vergaßen über ihrem neuen Glück alles und trennten sich erst, als das flammende Nordlicht in einem breiten Streifen über den nächtlichen Himmel zog und mit seinem magischen Schein Berg und Tal übergoß.



Humor.

Kein Genie. Mit einem tiefen Seufzer legte sie das Buch hin.

„Was hast du denn, Liebling?“ fragte er.

„Ach, Alfred, ich bin so glücklich!“

„Aber du sahst doch so traurig aus, mein Schatz, und seufzest so tief!“

„Ich weiß wohl! Ich las nämlich von dem vielen Elend, das begabte, geniale Männer zu ertragen haben, und da bin ich wirklich glücklich darüber, daß du nur ein ganz gewöhnlicher junger Mann bist!“

Er wußte es. A.: „Man kann doch niemals wissen, was einer Frau gefällt!“

B.: „Ich weiß ganz genau, was meiner Frau gefällt. Allemal das, was über unsre Verhältnisse geht!“

Der neue Lehrling. Zwei Dinge sind es, über die sich der eben ins Geschäft eingetretene Lehrling täglich wundert: erstens, wie das Geschäft überhaupt bestehen konnte, als er noch in die Schule ging, und zweitens, wie es weiter bestehen wird, wenn er allenfalls einmal eine andere Stellung annehmen sollte.

Ein kleines Mißverständnis. „Wie viel sind wir doch der medizinischen Wissenschaft schuldig,“ sagte er und legte die Zeitung hin, die er eben gelesen.

„Lieber Himmel,“ rief sie, „hast du denn die Doktorrechnung immer noch nicht bezahlt?“



Auflösung des Rebus aus voriger Nummer: Wer sich selbst nicht weiß zu raten, schau, was andre vor ihm taten.